

Aus Freude am Lesen

Paris, Ende des 19. Jahrhunderts: Der junge Arzt Paul Clément tritt eine Stelle im berühmten Krankenhaus La Salpêtrière an. Sein Interesse gilt vor allem den Patienten, die nach einem Herzstillstand wiederbelebt wurden. Sie berichten, auf der Schwelle zwischen Leben und Tod für einen kurzen Moment den Himmel erlebt zu haben. Neugierig lässt Clément sich auf ein riskantes Experiment ein: Er will am eigenen Leib erfahren, was es heißt, zwischen Leben und Tod zu schweben. In letzter Sekunde wird er wiederbelebt, doch nach dieser Erfahrung ist er nicht mehr derselbe. Verfällt der Arzt langsam dem Wahnsinn – oder ist es möglich, dass er nicht allein wieder ins Leben zurückgekehrt ist? Hat ein Dämon, so alt wie die Menschheit selbst, von ihm Besitz ergriffen?

F. R. TALLIS, eigentlich Frank Tallis, ist Schriftsteller und praktizierender klinischer Psychologe. Neben einer Vielzahl an wissenschaftlichen Veröffentlichungen ist er vor allem für seine Erfolgsserie um den Wiener Psychoanalytiker Max Liebermann bekannt, die mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet wurde. Tallis lebt in London.

F. R. Tallis

Die Schwelle

Roman

*Aus dem Englischen
von Max Merkatz*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *The Forbidden* bei Macmillan, an imprint of Pan Macmillan, a division of Macmillan Publishers Limited.



Verlagsguppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2014

Copyright © 2012 F. R. Tallis

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 bei btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: © semper smile, München

Umschlagmotiv: © Trevillion Images / Liz Dalziel

MI · Herstellung: sc

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74466-4

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

PROLOG

1872

*Saint-Sébastien,
eine Insel der französischen Antillen*

Während der Belagerung von Paris hatte ich an der Seite Schwester Florentinas gearbeitet, einer Ordensfrau der Schwestern vom Kostbaren Blut. Eines Tages schrieb sie mir, im Missionshospital von Saint-Sébastien sei die Stelle eines Assistenzarztes frei geworden. Vielleicht lag es an dem trüben Herbstwetter und dem heftig gegen die Fensterscheiben prasselnden Regen, dass ich mich in einem Tagtraum über sonnige, exotische Landschaften verlor. Während des ganzen Tages gingen mir diese Bilder durch den Sinn, bis ich schließlich Saint-Sébastien als Zukunftsperspektive ernst nahm. Ich stellte mir vor, dass ich seltene Krankheiten kennenlernen und Leprakolonien besuchen würde – kurz, ich würde mich auf eine Art berufliches Abenteuer einlassen. Am Abend jenes Tages saß ich wie immer in meinem Stammlokal, einem armseligen Restaurant mit klebrigen Dielen und ausgefransten Tischtüchern, und warf einen Blick in die Runde. Die niedergeschlagen wirkenden Speisenden waren ebenfalls regelmäßige Gäste: zwei ärmliche Näherinnen, eine Musiklehrerin in einem schlecht sitzenden Kleid und ein todgeweihter Buchhalter mit fettigem Haar. Ich hatte den ersten Gang gerade beendet, da war in Gedanken schon meine Bewerbung entworfen, und zwei

Wochen später stand ich an Deck der *Amérique*, einem Rad-dampfer der Compagnie Générale Transatlantique, auf dem Weg nach Havanna.

Das Missionshospital auf Saint-Sébastien unterstand dem leitenden Sanitätsoffizier Georges Tavernier. Die Kranken wurden in einem flachen, weiß getünchten Bau von Nonnen gepflegt. Die ambulanten Patienten versorgte man in einer benachbarten Holzhütte, neben der eine winzige Kirche stand. Jeden Sonntag kam ein Priester in einer offenen Kutsche vorgefahren, um dort die heilige Messe zu feiern.

Mein neuer Vorgesetzter hielt wenig von steifen Umgangsformen. Als ich ihn bei unserer ersten Begegnung mit der üblichen höflichen Anrede bedachte, erwiderte er lachend: »Förmlichkeiten sind überflüssig, Paul. Du bist hier nicht in Paris.« Er war ein Junggeselle in den besten Jahren, mit schweren Tränensäcken und grau meliertem Haar. Er wirkte, als sei er der Welt überdrüssig. Wenn er schwieg, schien er abgespannt, manchmal sogar melancholisch, aber sobald er sprach, belebten sich seine Züge. Er war ein geschickter Chirurg, der sich in den zehn Jahren, die er auf Saint-Sébastien verbracht hatte, eine gründliche Kenntnis der Tropenkrankheiten und ihrer Behandlungsmethoden angeeignet hatte. Er hatte sogar mehrere bedeutende Abhandlungen darüber verfasst und außerdem eine sehr wirksame Salbe erfunden, die anstelle von Morphinum verwendet werden konnte.

Das Krankenhaus lag in einiger Entfernung von der Hauptstadt der Insel am Rande eines Waldes, der sich sanft zu einem Mangrovensumpf hinunterzog. Unsere einzigen Nachbarn wohnten in zerstreut gelegenen, primitiven Dörfern des Hinterlandes, deshalb war es ein Glücksfall, dass Georges und ich uns gut verstanden. Er lud mich oft ein, das Abendessen mit ihm in seinem alten, hoch über der Missionsstation gele-

genen Herrenhaus einzunehmen, das einst zu einer Plantage gehörte und dessen von der Sonne ausgebleichener Putz, bröckelnde Säulen und Stuckornamente schon bessere Zeiten gesehen hatten. Meistens saßen wir auf der Terrasse, rauchten und tranken einen Aperitif. Der Blick, der sich uns bot, war spektakulär. Eine einsame Straße wand sich durch die üppige Vegetation hinab bis zu dem geschäftigen Hafen von Port Basieux. Boote lagen schaukelnd vor Anker, und die endlos weite Fläche des Meeres glitzerte im Licht. Bei Sonnenuntergang zündete ein Mulattenmädchen Sturmlaternen an und brachte uns Teller, auf denen sich Riesenhummer, Krabben, Mangos, Ananas, Sapotillen und Süßkartoffeln türmten. Die Luft duftete nach Hibiskus und Magnolien, und manchmal besuchten uns Scharen von leuchtend bunten Fröschen oder auch ein neugieriger Leguan.

Georges, ein aufmerksamer Zuhörer, interessierte sich sehr für meine Erlebnisse während der Belagerung von Paris.

»Der Winter war gnadenlos. In den Vierteln der Armen brachen die Menschen – vor Hunger wahnsinnig – in die Friedhöfe ein, gruben die Särge aus und kochten sich aus den zerstampften Knochen Schleimsuppe.« Ich hielt inne, um mir eine Zigarre anzuzünden. »Eines Abends hatte ich auf dem Weg vom Krankenhaus zu meinem Quartier ein entsetzliches Erlebnis. Vor einem Haus, das mit Granaten beschossen worden war, türmten sich die Trümmer. Durch den Qualm sah ich Männer, die in höchster Eile mehrere Brände zu löschen versuchten. Ich stieg über den Schuttberg auf der Straße, um meinen Weg auf der anderen Seite fortzusetzen, als ich von oben einen bleichen Arm aus den Ruinen ragen sah. Ich kraxelte hinunter und machte mich daran, die Steine beiseitezuräumen. Die Haut des Armes war glatt, und die zarten, langen Finger ließen keinen Zweifel daran, dass sie einer Frau

gehörten. »Madame!«, rief ich. »Können Sie mich hören?« Ich zog leicht an ihrer Hand. Zu meinem großen Entsetzen fiel daraufhin der Arm um. Bei der Explosion musste er abgerissen worden sein. Von der Frau, zu der er gehörte, war keine Spur zu sehen.«

Kopfschüttelnd beklagte Georges den Wahnsinn des Krieges. Daraufhin erzählte ich ihm eine Anekdote als Beispiel für die großen sozialen Unterschiede, die während der Belagerung offen zutage traten. »Die besten Restaurants auf den Boulevards blieben geöffnet. Als das Fleisch knapp wurde, griff man einfach auf die Tiere im Zoo zurück und bot den Gästen Elefantensteak, gedünsteten Biber und Kamelfrikassee an.« Bei diesen Worten schlug er sich auf die Schenkel und brüllte vor Lachen, als hätte er die Entsetzlichkeiten, die ich nur wenige Minuten vorher beschrieben hatte, völlig vergessen. Mir wurde nach und nach klar, dass er zwar ein guter Arzt war, aber auch sehr exzentrisch sein konnte.

Natürlich fragte ich mich, warum ein so begabter Mensch sich damit zufriedengab, in relativer Unbekanntheit beruflich zu stagnieren. Aus Frömmigkeit blieb er nicht auf der Missionsstation, und seine speziellen medizinischen Kenntnisse hätten ihn zu einer Bereicherung für jede gute Universitätsklinik gemacht. In mir keimte der Verdacht, dass sich hinter seinem selbst auferlegten Exil eine Geschichte verbergen könnte, und meine Vermutung sollte sich als richtig erweisen.

Eines Abends saßen wir auf seiner Terrasse, über uns wölbte sich der blauschwarze Himmel, die Sterne der Milchstraße funkelten. Es war so schwül, dass ich mir ständig die Stirn mit dem Taschentuch abtupfen musste. Wieder ging es in unserer Unterhaltung hauptsächlich um Paris, aber irgendwann verebbte unser Gespräch, und wir lauschten dem seltsamen Zirpen und Kreischen, das aus den Bäumen zu uns

drang. Nach einer Weile leerte Georges sein Glas Rum und sagte: »Zurück kann ich nicht mehr.«

»Ach ja? Warum nicht?«

»Meine Abreise war ...«, er machte eine Pause und überlegte, ob er fortfahren sollte. »Würdelos.« Ich drängte ihn nicht, sondern wartete. »Ein Ehrenhandel. Ich hatte eine Indiskretion begangen. Der Ehemann fühlte sich beleidigt und verlangte Satisfaktion. Fünfundzwanzig Schritt Abstand, ein einziger Schuss auf Kommando.«

»Du hast jemanden getötet?«

Er schüttelte den Kopf. »Der Ehemann hatte auf mich nicht den Eindruck eines Menschen gemacht, der sich duellieren würde. Er wirkte eher wie ein Steuerbeamter, beleibt, mit rotem Teint. Nachdem ich seine Bedingungen angenommen hatte, erfuhr ich, dass er Soldat gewesen war. Du kannst dir vorstellen, welche Wirkung diese Nachricht auf mich hatte.«

Ich nickte mitfühlend.

»In der Nacht vor dem Duell konnte ich nicht schlafen und trank zu viel Branntwein. Als der Morgen graute, erkannte ich mich im Rasierspiegel kaum wieder. Meine Augen waren blutunterlaufen, die Wangen eingefallen, die Hände zitterten. Da durchzuckte mich der Gedanke: *Morgen zu dieser Stunde bist du tot*. Meine Sekundanten trafen um sieben Uhr bei mir ein.

›Alles in Ordnung?‹

›Ja. Ich bin völlig ruhig.‹

›Hast du gefrühstückt?‹

›Nein, ich hatte keinen Hunger.‹

Im Landauer wartete ein Herr, der Arzt. Ich gab ihm die Hand und dankte ihm für sein Erscheinen. Bei unserer Ankunft im Bois du Vésinet wartete die andere Kutsche bereits. Ein Blick aus dem Fenster zeigte mir vier Männer im Pelz, die mit den Füßen aufstampften und in die Hände bliesen, damit sie warm

blieben. Meine Sekundanten stiegen zuerst aus, dann folgte der Arzt, doch ich stellte fest, dass ich mich nicht rühren konnte. Der Arzt kam zu mir zurück und wollte wissen, was los war.

Ich war gelähmt. Meiner Verpflichtung konnte ich nicht nachkommen, das war offensichtlich. »Es tut mir leid, ich fühle mich nicht wohl – ich glaube, ich habe Fieber. Ich fürchte, wir müssen unser Vorhaben abbrechen.« Man brachte mich zurück in meine Wohnung, wo ich den Rest des Tages im Bett verbrachte. Am nächsten Morgen verließ ich Paris und war seither nicht wieder dort.«

Georges warf einen Blick zum Himmel. Eine Sternschnuppe fiel herab und erlosch sofort.

»Ich habe mich zum Narren gemacht, aber wenigstens lebe ich noch.«

»Die Ehre hat an Bedeutung eingebüßt, seit sich das ganze Land mit Schande bedeckt hat«, sagte ich. »Du könntest wieder zurückkehren, wenn du es wirklich wolltest. Wer würde sich an dich erinnern? Zehn Jahre, das ist eine lange Zeit.«

»Nein. Meine Heimat ist jetzt hier. Außerdem halten mich noch andere Dinge.«

Ich fragte ihn nicht, was diese »anderen Dinge« waren, sollte es aber bald erfahren.

In jenem Jahr war Karneval recht spät. Die Erregung unter den Einheimischen nahm spürbar zu, das fiel mir auf. In den Dörfern begann man mit den Vorbereitungen, und die Patienten wollten unbedingt für die Dauer der Feiertage entlassen werden. Ich schenkte dem Treiben um mich herum wenig Beachtung, da ich davon ausging, dass mich die Festlichkeiten nicht betreffen würden. Doch zu meiner großen Überraschung erhielt ich eine Einladung zu einem Ball.

»Ach ja«, erklärte Georges. »Die de Fonteneys laden uns immer ein.«

»Die de Fonteneys?«

»Hiesiger Kleinadel.« Er deutete in Richtung des vulkanischen Hochlandes. »Piton-Noir.«

»Gehst du hin?«

»Natürlich gehe ich hin! Ich gehe jedes Jahr hin! Ich würde es für nichts auf der Welt versäumen wollen!«

Es war schon lange her, dass ich an einem gesellschaftlichen Ereignis teilgenommen hatte, und je näher es rückte, umso nervöser wurde ich. Die de Fonteneys waren eine alteingesessene Familie und hatten sich unter Ludwig XIV. in der Karibik niedergelassen. Ich war es nicht gewöhnt, in solchen Kreisen zu verkehren, und bildete mir ein, ich könnte linkisch und ungehobelt wirken. Georges ermahnte mich, nicht albern zu sein. Als es endlich so weit war, durften wir den Einspanner der Mutter Oberin benutzen, was uns wenigstens die Demütigung ersparte, zu Fuß zu erscheinen. Wir nahmen die Straße hinunter nach Port Basieux, und von der Küste fuhren wir einen steilen Weg nach oben. Ein Bergkegel erhob sich vor uns, hoch über den bewirtschafteten Terrassen. Dieses auffällige Wahrzeichen der Insel hieß La Cheminée. Die sporadischen Ausbrüche des Vulkans hatten im Laufe der Jahrtausende den Archipel Saint-Sébastien geschaffen. Über seinem Krater kräuselte sich grauer Rauch.

An einer Kreuzung hielt die Chaise auf einmal ruckelnd an.

»Geradeaus, Pompée«, befahl Georges.

Das schien unserem Kutscher nicht zu behagen. Er schnaterte in einem Patois los, dem ich nicht folgen konnte. Etwas verstörte ihn, er weigerte sich, den Weg fortzusetzen. Er deutete auf die Straße und sprang vom Kutschbock.

»Herrschaft noch mal«, erregte sich Georges. »Steig auf und fahr weiter!«

Alles Wetterern war jedoch umsonst, und so mussten wir

ebenfalls aussteigen, um nachzusehen, was Pompée beunruhigte. Jemand hatte auf die Erde Mehl in Form eines Kruzifixes gestreut und es mit Wellenlinien und phallusartigen Symbolen ergänzt.

»Was ist denn das?«, fragte ich.

»Ein Veve«, erklärte Georges. »Ein Bokor – ein einheimischer Priester – hat es gemacht, um gewisse Geister zu rufen. Pompée fürchtet, wir könnten sie erzürnen, wenn wir einfach weiterfahren.«

»Gibt es einen anderen Weg?«

»Nein, das ist die einzige Straße nach Piton-Noir.«

Während sich Georges und sein Diener stritten, drang auf einmal der gedämpfte Ton einer Trommel an mein Ohr. Der wild gestikulierende Pompée hielt inne und blickte in die Richtung, aus der der bedächtige Rhythmus erklang. Die Sonne war am Horizont versunken. Mich beschlich Unbehagen im Schatten des mächtigen Vulkans, der vor uns auftrug.

»Sind wir in Gefahr?«, fragte ich.

»Nein. Das ist alles abergläubischer Quatsch.«

Mit diesen Worten stapfte er zu dem Veve und fuhr mit dem Absatz mitten hindurch. Die Wirkung auf Pompée kam prompt und war melodramatisch. Mit vor Schreck geweiteten Augen duckte er sich und beobachtete, wie Georges das Zeichen zertrat und dabei eine Wolke von Mehl und rotem Staub aufwirbelte. Als nichts mehr zu erkennen war, wandte er sich an seinen Diener. »Siehst du? Nun ist es weg.« Ich erwartete, dass Pompée nun in Zorn ausbrechen würde, aber stattdessen schien er Angst um seinen Herrn zu haben. Er holte ein Amulett aus der Tasche, ein hässliches Ding aus Perlen und Haaren, und bestand darauf, dass Georges es einsteckte. Der nahm es mit einem ironischen Lächeln, und wir kehrten zur Chaise zurück. Pompée sprang auf den Bock und trieb das Pferd mit

der Peitsche an. Er hatte es eilig, den Ort zu verlassen, und aus einem mir nicht ersichtlichen Grund erging es mir ebenso. Als der gleichmäßige Rhythmus der Trommel nicht mehr zu hören war, überkam mich große Erleichterung.

Wir fuhren durch ein eisernes Tor auf das Anwesen der de Fontenays, wo bereits eine Reihe von Kutschen wartete. Eine von Fackeln erhellte Allee führte zu einem Haus mit einer eindrucksvollen Fassade, hohen Fenstern und muschelförmigen Nischen. Als wir uns ihm näherten, vernahmen wir die Klänge eines Kammerorchesters. Ein Diener in Livree begrüßte uns, und der Comte de Fonteney hieß uns mit der ruhigen Gewandtheit des Aristokraten in seinem Haus willkommen. Ohne große Umstände wurden wir in einen funkelnden Spiegelsaal mit vergoldetem Stuck und den Porträts perückentragender Ahnen geleitet. Der Ball war schon eröffnet. Ich zog mich ans hintere Ende des Saals zurück und beobachtete die Tanzenden. Irgendwann gesellte sich eine junge Frau zu mir, und wir tauschten Höflichkeiten aus. Sie war zierlich und von puppenhafter Künstlichkeit. Ihre Wimpern waren sehr lang, und ihre Lippen in der Form eines Cupidobogens hatten die purpurrote Färbung reifer Kirschen. Ich bat sie um einen Tanz, und sie reichte mir die Hand. Ihr Name war Apollonie. Später stellte sie mich ihren Cousins und Cousinen vor, die, alle in schimmernde Seide gekleidet, in ihrem Alter waren. Die jungen Leute umringten mich wie exotische Vögel, wedelten sich mit ihren Fächern Kühlung zu und überhäufte mich mit Fragen: Was tragen die Damen der Gesellschaft in Paris? In welchen Läden gehen sie einkaufen? Welche Operetten hören sie am liebsten? Ich gestattete mir etwas schöpferische Freiheit, um mich ihrer Aufmerksamkeit zu versichern. Um Mitternacht war der Ball zu Ende, und ich begab mich mit Georges ins Freie, wo wir auf unseren Ein-

spanner warteten. Ich hatte mich gut unterhalten und ging nur widerwillig.

»Ach«, sagte Georges. »Du denkst an das kokette Mädchen, mit dem ich dich tanzen sah. Und warum auch nicht? Sie war sehr hübsch. Aber ich fürchte, dabei wird es bleiben. Wir sind nur ein Mal im Jahr geladen, und wenn mich nicht alles täuscht, war deine kleine Freundin die Tochter des Gouverneurs.« Auf meinen Seufzer hin packte er mich am Arm. »Nun sei doch deswegen nicht niedergeschlagen. Schau, da kommt Pompée. Was hältst du davon, wenn wir auf dem Rückweg eine Pause in Port Basieux einlegen? Dort kenne ich Etablissements, wo man dich mit Sicherheit aufmuntern wird.«

Wir fuhren zum Hafen hinunter und setzten unseren Weg bis zu den Docks fort. Hinter den Lagerhallen verliefen etliche schmale Gassen. Vor einer notdürftig gestrichenen Bretterbude befahl Georges Pompée anzuhalten und warf ihm eine Münze zu. Von drinnen waren die gedämpften Stimmen der Zecher zu hören. »Warte hier auf uns und betrink dich nicht.« Ich schlenderte hinter Georges durch die dunklen Gässchen, bis wir zu einem schäbigen Haus kamen, dessen Fensterläden geschlossen waren. Neben einem Seiteneingang hing von einem Pfosten eine rote Papierlaterne, in der eine Kerze brannte. Georges klopfte, und eine füllige Frau mittleren Alters, die einen orangefarbenen Turban und Strassschmuck trug, bat uns einzutreten. Sie begrüßte Georges herzlich und führte uns die Treppe hinauf in ein Zimmerchen, das nur mit Korbstühlen und einem kleinen Spieltisch ausgestattet war. Wir setzten uns, zündeten Zigarren an und fünf Minuten später gesellten sich zwei Frauen zu uns, eine Schwarze und eine Mulattin. Sie hatten Flaschen mit Rum in den Händen und trugen weder Schuhe noch Strümpfe. Bei ihrem Anblick griff Georges in die Tasche seiner Jacke und holte Pompées

Amulett hervor. Mit einem breiten Grinsen reichte er es mir:
»Hier, nimm das.«

»Warum gibst du es mir?«

»Das Allerletzte, was ich mir jetzt wünsche, ist, gegen Sündhaftigkeit geschützt zu sein.«

Am darauffolgenden Abend speiste ich wieder bei Georges. Kein Wort fiel über das Bordell, als wären wir nie dort gewesen. Es herrschte eine drückende Hitze, und die Moskitos fraßen mich bei lebendigem Leibe auf. Nach dem Essen, mein Tischgenosse hatte zu viel getrunken, fragte er lallend und über den Tisch gebeugt: »Warum bist du eigentlich Arzt geworden, Paul?«

»Mein Vater war Arzt und sein Vater ebenfalls. Für mich stand immer fest, dass ich die Familientradition fortsetzen würde.« Ich sagte nicht die ganze Wahrheit, und Georges schien es zu spüren. Er kniff die Augen zusammen und forderte mich mit einer Handbewegung auf fortzufahren.

»Als ich ein Kind war, nicht älter als acht oder neun Jahre, zeigte mein Vater mir eine alte Kirche. Es muss irgendwo in der Bretagne gewesen sein, denn dort verbrachten wir gewöhnlich die Sommerferien. Das Kirchenschiff war lang und leer. Auf beiden Seiten waren Bögen und darüber hohe, bemalte Wände. Zuerst sah ich nur eine Prozession blasser Gestalten, die einander vor einem ockerfarbenen Hintergrund an den Händen hielten. Ich fühlte mich an ein gewisses Scherenschnittspiel für Kinder erinnert, du hast es bestimmt schon gesehen. Wenn man gefaltetes Papier an den richtigen Stellen ausschneidet und es dann auseinanderzieht, erhält man eine Kette von Figuren, die miteinander verbunden sind. Als sich meine Augen an das schlechte Licht gewöhnt hatten, fiel mir auf, dass jede zweite Figur ein Gerippe war. Mein Vater erklärte mir, dass es sich bei dem Wandbild um einen sogenann-

ten Totentanz handele. Er ging in die Hocke, damit sein Kopf auf gleicher Höhe mit dem meinen war, und erläuterte mir die verschiedenen Figuren. Mönch, Bischof, Soldat, Gendarm, armer Mann, Geldverleiher. ›Jeder muss sterben‹, erklärte mein Vater, ›vom mächtigsten König bis zum niedrigsten Bauern. Der Tod holt jeden.‹ Ich bekam Angst und wäre am liebsten ins Freie gerannt. ›Aber schau dir diesen Gesellen dort an‹, fuhr mein Vater fort, ›den in dem langen Gewand, siehst du ihn?‹ Seine Stimme erwärmte sich. ›Wie unterscheidet er sich von dem Rest?‹ Dort, wo mein Vater hindeutete, sah ich eine Gestalt, die nicht von zwei Gerippen flankiert war, sondern von einem Mann und einer Frau. Er war der einzige Teilnehmer des Reigens, den der Tod nicht berührte. ›Weißt du, um wen es sich handelt?‹, fragte mein Vater. Ich wusste es nicht. ›Das ist der Arzt. Allein der Arzt kann den Tod überreden, sich zu entfernen und später wiederzukommen. Allein der Arzt verfügt über diese Macht.‹ Von diesem Augenblick an war mein Schicksal besiegelt.«

Georges sah mich mit einem rätselhaften Gesichtsausdruck an.

»Was für ein sonderbares Kind du gewesen sein musst, dass dich der Gedanke ansprach, den Tod zu besiegen. So große Eitelkeit bei einem so jungen Menschen!«

Ich hatte mich nie für stolz gehalten, und seine Bemerkung verletzte mich sehr. »Du bist unfair, Georges«, wehrte ich mich. »Ich wollte nichts weiter als helfen, Leben retten.«

Er entgegnete lächelnd: »Paul, wie romantisch du doch bist!« Dann nahm er einen Schluck Rum direkt aus der Flasche und fügte hinzu: »Das wird kein gutes Ende nehmen!«

An den Sonntagen bemühten wir uns meistens, an der Messe teilzunehmen – es war klug, den Schein zu wahren. Eines

Tages, die Nonnen brachen gerade mit ihren Schützlingen auf, wurden wir Zeuge, wie der Pfarrer von einem Dorfbewohner aufgehalten wurde, einem kleinen, drahtigen Mann, der ihm erregt etwas mitzuteilen schien. Georges verlangsamte seinen Schritt und legte den Kopf schief. »Interessant«, murmelte er.

»Was?«

Er brachte mich mit einer Handbewegung zum Schweigen und lauschte weiter. Der Mann sprach nicht lange, doch als er fertig war, tadelte der Priester ihn scharf, stieg dann in seine Kutsche, sprach einen Segen und entfernte sich auf der Straße nach Port Basieux. Georges ging gleich zu dem Dorfbewohner hinüber und verwickelte ihn in ein Gespräch. Ich versuchte, dem Patois aus der Entfernung zu folgen, aber wie immer verstand ich kein Wort. Bei seiner Rückkehr berichtete Georges: »In der vergangenen Woche ist doch ein junger Mann namens Aristide gestorben, erinnerst du dich?« Auf der Insel war es Brauch, dass die Angehörigen den Namen eines kürzlich Verstorbenen wie ein Stadtschreier überall bekannt gaben, und ich erinnerte mich in der Tat, eine Frau gehört zu haben, die diesen Namen rief. »Er dort«, fuhr Georges fort und zeigte auf den sich entfernenden Mann, »ist der Vater jenes Aristide. Er hat Pfarrer Baubigny darum bitten wollen, für die Befreiung des Geistes seines Sohnes zu beten.«

»Ich fürchte, ich verstehe nicht recht.«

»Er glaubt, dass Aristides Seele noch in seinem Körper gefangen ist. Sein Sohn ist ein lebender Toter geworden.«

»Wie bitte?«

»Der Junge wurde verhext. Am Tag nach seiner Beerdigung sah man ihn in den Wäldern unter Piton-Noir.«

»Wie absurd. Kein Wunder, dass Pfarrer Baubigny wütend wurde«, entgegnete ich.

»Ich fürchte, ich bin da anderer Meinung. Die Einwohner

dieser Insel glauben viel Unsinn; dass es lebende Tote gibt, würde ich jedoch nicht infrage stellen. Pfarrer Baubigny hat einen Fehler gemacht, Aristides Vater so heftig zu tadeln, denn er wird nun nach einer anderen Lösung suchen – nicht dass Baubignys Gebete geholfen hätten. Mit ihren Begräbnisriten verfolgen die Dörfler hauptsächlich das Ziel, den Tod wirklich und dauerhaft zu machen. Ich bin überzeugt, dass sie ihre Gründe dafür haben.«

Ich ging natürlich davon aus, dass Georges einen Scherz machte, aber in seinen Augen blitzte kein Schalk auf, und die Feierlichkeit seines Tons war untypisch für ihn. In diesem Moment rief uns eine Nonne, ein Patient war zusammengebrochen. Wir brachen unsere Unterhaltung ab und eilten zu ihr.

Am folgenden Abend griff Georges das Thema jedoch wieder auf.

»Der Mann, der gestern zu Baubigny kam, der Vater von Aristide, ist tatsächlich nach Port Basieux gegangen. Er hat einen Bokor aufgesucht, der sich bereit erklärt hat, morgen Abend einen Suchtrupp zu leiten, um den Jungen zu finden und seine Seele zu befreien.«

»Woher weißt du das alles?«

»Von Pompée. Er ist mit der Familie verwandt und beabsichtigt mitzugehen. Die Männer treffen sich bei Sonnenuntergang im Dorf.«

»Warum schauen sie nicht einfach im Grab nach?«

»Das haben sie getan. Der Sarg war leer.«

»Also ist die Leiche gestohlen worden?«

»Gewissermaßen.«

»Dann sollte sich die Familie an die Polizei wenden. Wenn ein Verbrechen begangen wurde, sollte man den Täter ermitteln und verhaften.«

»Jemand hat die Erde beiseitegeräumt und den Deckel ge-

öffnet. Mehr hat er nicht getan. Das Ding, zu dem Aristide geworden ist, konnte den Sarg ohne weitere Hilfe verlassen.«

»Nun reicht es aber, Georges. Der Witz ist abgestanden.«

Er sah mich mit völlig ernstem Gesicht an. »Ich weiß, dass ich dich mit Worten nicht überzeugen kann. Auch ich war einst skeptisch.« Er unterbrach sich, um eine Zigarre anzuzünden. »Aber du brauchst dich nicht auf mein Wort zu verlassen. Wir können uns dem Suchtrupp anschließen.« Er blies einen Rauchkringel, der sich weitete und um sein Gesicht legte. »Dann kannst du dich mit eigenen Augen überzeugen.«

Ich fragte mich, ob er vielleicht nicht nur exzentrisch, sondern auch leicht verrückt war. Er sah mich so eindringlich an, dass ich mich noch einmal vergewisserte: »Du machst wirklich keinen Witz?«

»Nein«, antwortete er. Seine Augen funkelten.

Mit einem Taschentuch wischte ich mir den Schweiß vom Nacken. »In Ordnung«, sagte ich. »Ich komme mit.«

Die Andeutung eines Lächelns umspielte seine Lippen. Er schnipste etwas Asche von seiner Zigarre und nickte kurz.

Am nächsten Tag kamen mir Zweifel. Wenn man es recht bedachte, übte Georges keinen guten Einfluss auf mich aus. Er hatte mir zwar sehr viel über Tropenmedizin beigebracht, aber er hatte mich auch in die Bordelle von Port Basieux geführt, und ich teilte nun seine Vorlieben: seinen Appetit für dunkelhäutiges Fleisch und seine Sittenlosigkeit. Es machte mir keine Freude, Frauen zu erniedrigen, sie als Objekte meiner Lust zu benutzen, und ich nahm mir oft vor, nicht wieder hinzugehen. Aber ich entdeckte, dass ich schwach und die Aussicht auf Befriedigung eine Verlockung war, der ich nicht widerstehen konnte. Es schien mir, als wäre die Teilnahme an der Suche nach Aristide ein weiterer Schritt auf dem Weg in den Abgrund. Trotz dieser Überlegungen entschuldigte ich mich

nicht unter einem Vorwand bei Georges, sondern traf mich mit ihm zur verabredeten Zeit, und als die Sonne unterging, begleiteten wir Pompée ins Nachbardorf. Bei unserem Eintreffen sah ich Männer mit Fackeln, Mütter mit Kindern, die sich in den Türöffnungen zusammendrängten, und einen gelenkigen Mann mit Strohhut, Halstuch und ausgefranstes Hosenbein, der mit gekonnten Bewegungen um einen rotgrünen Pfosten tanzte. Er hielt etwas in der Hand, womit er rasselte, und er sprengte Wasser in die vier Himmelsrichtungen. Zu seinen Füßen lagen zwei tote Hühner.

Georges flüsterte mir zu: »Der Bokor von Port Basieux.«

Pompée ging zu den Dorfältesten, bei denen Aristides Vater stand. Als er das Wort an sie richtete, drehten sich alle auf einmal um und blickten in unsere Richtung, nicht unbedingt feindselig, aber auch nicht einladend. Georges hob grüßend den Arm.

»Bist du dir sicher, dass wir hier sein dürfen?«

»Ich habe Pompée als Kind bei mir aufgenommen. Er war erst elf Jahre alt. Die Dorfbewohner wissen, dass sie mir vertrauen können.« Seine Anspielung löste Unbehagen bei mir aus, und ich fragte mich, was für Geheimnisse ich würde hüten müssen. Es würde mein Gewissen sehr belasten, wenn ich ungewollt zum Komplizen würde. Ich bedauerte, mein ungutes Gefühl nicht ernst genommen zu haben. Pompée kam wieder zu uns und wechselte einige Worte mit Georges, der daraufhin zu mir sagte: »Wir werden einige Meter hinter dem Suchtrupp bleiben. Wir sind Gäste und müssen den Dorfbewohnern unseren Respekt erweisen.« Der Bokor setzte eine Bambustrompete an die Lippen und stieß drei Töne aus. Den letzten hielt er so lange an, bis ihm die Luft ausging. Er signalisierte seine Bereitschaft, mit der Suche zu beginnen, und als sich alle Männer um ihn versammelt hatten, führte er sie die

Straße hinunter. Pompée, Georges und ich bildeten die Nachhut. Ein muskulöser Hüne blieb stehen und starrte zu uns zurück. Sein Gebaren gefiel mir nicht, und es überraschte mich nicht, als er auf den Boden spuckte. Pompée machte eine Bemerkung zu Georges.

»Georges?«, fragte ich besorgt.

»Lauf weiter«, erwiderte er.

Als wir näher kamen, spuckte der Mann wieder aus.

»Georges? Warum macht er das?«

»Lauf einfach weiter!«, wiederholte er ungeduldig. Der Hüne schüttelte seinen großen Kopf, machte auf dem Absatz kehrt und schritt davon. Es dauerte nicht lange, und er hatte die anderen Dorfbewohner wieder eingeholt. »Siehst du?«, fügte Georges mit einem gezwungenen Lachen hinzu, »kein Grund zur Sorge.«

Davon war ich nicht überzeugt.

Wenig später schlug der Bokor einen Pfad ein, der in den Wald abbog. Der Lärm, den wir machten, störte die schlafenden Vögel. Über unseren Köpfen ertönten Kreischen und Flügelschläge, alles schien zu flüchten. Als das Geflatter sich gelegt hatte, erfüllten andere Geräusche die Nacht: Frösche, Insekten und das Rascheln größerer Tiere im Unterholz. Wir schienen querfeldein in die Richtung von Piton-Noir zu gehen, und schließlich, nachdem wir den Wald verlassen hatten, bot sich unseren Augen ein ehrfurchtgebietendes Schauspiel. Der Gipfel von La Cheminée war in ein unheilvolles rotes Licht getaucht, das in den Himmel stieg und die Unterseite einiger tiefhängender Wolkenbänke anstrahlte. Eine Feuersäule schoss leuchtend empor, schön und schrecklich zugleich, und fiel zurück in den breiten Schlot des Vulkans.

Der Bokor ließ sich von dem Ausbruch nicht beirren. Er schnupperte die schwefelhaltige Luft, dann führte er uns in

ein anderes Waldstück, das so dicht mit Winden und wildem Wein zugewuchert war, dass die Männer den Weg mit ihren Buschmessern freihauen mussten. Die Hitze war unerträglich, und meine Kleider waren bald schweißnass. Endlich erreichten wir eine Lichtung. Der Bokor gab uns ein Zeichen zu schweigen und kroch gebückt auf die andere Seite. Ich vernahm etwas, das ich zuerst für Tierlaute hielt, doch als sie nicht abbrachen, erkannte ich, dass sie von einem Menschenstammen mussten. Sie erinnerten mich an das kehlige Gurren und Stöhnen von Schwachsinnigen. Der Bokor stieß einen schrillen Schrei aus, und die Männer stürzten nach vorn. Wir rannten hinter ihnen her, durch eine Reihe von Bäumen hindurch auf eine zweite, kleinere Lichtung, wo ein junger Mann, kaum älter als sechzehn Jahre, an einen Pfahl gefesselt war. Er war nackt bis auf einen schmutzigen Lendenschurz, und seine Augen waren trübe. Sie erinnerten an rosa Korallenstücke. Die Arme waagrecht vor sich ausgestreckt setzte er sich in Bewegung. Mit steif durchgedrückten Beinen wiegte er seinen Oberkörper von einer Seite zur anderen und kam dadurch voran. Nach wenigen Schritten war die Kette, die ihn an den Pfahl fesselte, gespannt, und er konnte seinen Weg nicht fortsetzen. Da drehte er den Kopf und schien jedes Mitglied des Suchtrupps einzeln zu mustern. Bei meinem Anblick erstarrte sein Körper. Nie werde ich sein Gesicht vergessen, die abstoßenden, trüben Augen und das teuflische Lächeln. Es war, als hätte er einen alten Freund wiedererkannt. Ich wollte ihn mit meinem Willen zwingen, seinen Blick zu senken, aber er starrte mich unbeirrt an. Ein besorgtes Murmeln breitete sich wie ein Lauffeuer aus.

»Warum schaut er mich so an?«, fragte ich Georges, ohne die Lippen zu öffnen.

»Ich habe keine Ahnung.«

Der Bokor rief etwas und wedelte dabei mit den Händen. So gelang es ihm, die Aufmerksamkeit des jungen Mannes auf sich zu lenken. Dieser drehte den Kopf, und ich seufzte erleichtert auf. Der Bokor verfiel in einen Sprechgesang und schüttelte seine Rassel, während er ein Ballett aus jähren Sprüngen und unbeholfenen Drehungen um die eigene Achse aufführte. Ich hörte ihn den Namen »Aristide« mehrmals wiederholen. Es schien kein Zweifel daran zu bestehen, wer das gefesselte Geschöpf war. Plötzlich brüllte der Junge wie ein junger Stier, und sein Vater stürzte mit einem Schrei, der aus allen Richtungen widerhallte, zu Boden. Mein Verstand weigerte sich, das, was meine Sinne wahrnahmen, als möglich anzuerkennen. Schwindel packte mich, und ich befürchtete, die Besinnung zu verlieren.

Nachdem der Bokor sein Ritual beendet hatte, reichte ihm einer der Männer ein Buschmesser. Ich sah, wie sich Feuer in der sichelförmigen Schneide spiegelte. In die plötzliche Stille hinein blitzte es auf, und Stahl durchschnitt zischend die Luft. Aristides Kopf fiel zu Boden. Aus seinen durchtrennten Arterien spritzte das Blut wie ein schwerer Regen auf uns herab. Der enthauptete Körper blieb noch einige Sekunden stehen, dann kippte er vornüber und schlug dumpf auf. Benommen sah ich zu, wie sich eine glänzende schwarze Lache um den kopflosen Hals bildete. Die Männer fielen wie Geier über Aristides Körper her und hackten ihn in Stücke, die so klein waren, dass sie in Hanfsäcke passten. Kaum war das Gemetzel beendet, machten sich alle davon. Ihr Werk hatte keine Spuren hinterlassen, abgesehen von einem ovalen Fleck.

»Mein Gott!«, rief ich und packte Georges am Arm. »Sie haben ihn umgebracht.«

»Nein. Er war schon tot oder so gut wie.«

»Aber er atmete, er stand auf seinen Füßen – er bewegte sich sogar.«

»Ich kann dir versichern, dass er nicht lebte, zumindest in keiner sinnvollen Bedeutung des Wortes.«

»Georges, worauf haben wir uns eingelassen!«

Mein Freund packte mich an meiner schweißnassen Jacke und schüttelte mich kräftig. »Reiß dich zusammen, Paul. Du darfst jetzt nicht die Nerven verlieren.«

Ich wollte etwas hinzufügen, aber er schüttelte mich wieder, diesmal noch heftiger. Er sah mich drohend an. Um Fassung ringend stotterte ich eine Entschuldigung.

»Lass uns gehen!«

Schnell marschierten wir los und stolperten wenig später durch das dichte Unterholz. Ich hatte mir den Weg nicht gemerkt, weil ich mich ganz auf Pompée verlassen hatte. Endlich stießen wir auf die große Lichtung unterhalb von La Cheminée, und noch einmal ließen wir uns von der infernalischen Pracht des Vulkans fesseln. Die tiefhängende Wolkenbank war nun mit Rot und Gold gesäumt, und den steilen Hang kroch ein Feuerrinnsal hinab. Ein Donnern wie von ferner Artillerie lag in der Luft, und orangefarbenes Licht umflackerte den Gipfel. Einige brennende Steine rollten den Hang hinunter, der dem Wind abgewandt war, und eine wogende Aschesäule stieg in den Himmel.

Es raschelte im Laub, und als ich mich umwandte, begegnete mir der irre Blick des Bokors. Er machte einen Satz vorwärts, ein Messer in der Hand. Im gleichen Moment wurde ich von hinten gepackt.

»Georges?«, rief ich.

Er hob den Finger an den Mund. »Sei still. Und versuch ja nicht zu fliehen.«

Ich spürte, dass der Mann hinter mir groß war, und er-

riet, dass es der Hüne war, der beim Verlassen des Dorfes verächtlich vor uns gespuckt hatte. Der Bokor stellte sich auf die Zehenspitzen und presste seine Nase gegen meine. Sein stinkender Atem löste bei mir Brechreiz aus. Im Augenwinkel sah ich gleißendes Metall und erwartete, dass er zustechen würde. Aber stattdessen fühlte ich einen heftigen Schmerz auf dem Kopf. Der Bokor hatte ein Bündel Haare gepackt, nun hob er die Klinge und schnitt es geschickt ab. Sein Gesicht noch immer dicht vor dem meinen zischte er etwas Unverständliches und wandte sich dann mit scharfer Stimme an Georges.

»Du sollst wissen«, erklärte mir dieser, »dass du sterben wirst, solltest du jemals über das reden, was heute Nacht geschehen ist.«

»Ja«, nickte ich eifrig. »Ja, ich verstehe. Ich werde nicht darüber sprechen.«

»Du sollst es beschwören«, fuhr Georges fort. »Ich schlage vor, du rufst den Erlöser an und einige bekannte Heilige.«

»Ich schwöre es im Namen unseres Herrn Jesus Christus, der Apostel Sankt Peter und Paul, Sankt Johannes sowie der Heiligen Jungfrau Maria. Ich schwöre, dass kein Wort über meine Lippen dringt.«

Der Bokor zog sich ein paar Schritte zurück, dann kreischte er urplötzlich auf, während er mit seinem runzeligen, dickknochigen Finger auf meine Brust deutete. Sein Schrei war so schrill und schaurig, dass selbst der Hüne zusammenzuckte. Die Augen des Bokors drehten sich nach oben, bis nur noch ihr verfärbtes Weiß zu sehen war, und er murmelte immer wieder denselben Satz.

»Was sagt er?«, fragte ich Georges.

Mein Freund seufzte. »Er sagt, wenn du deinen Eid brichst, wirst du der Verdammnis anheimfallen und zur Hölle fahren.«

Das Murmeln verklang, der Bokor schwieg. Seine Iris war wieder zu sehen, und er wischte sich mit der Hand über den Mund, um den schaumigen Speichel zu entfernen, der sich dort gebildet hatte. Er schien einige Sekunden lang nicht zu wissen, wo er war, kam aber rasch wieder zu sich und gab seinem Komplizen ein Zeichen. Die starken Arme ließen mich los, und wenige Sekunden später waren der Bokor und der Hüne verschwunden.

Zorn wallte in mir auf. »Was um Himmels willen ...?«

»Es tut mir leid«, sagte Georges.

»Leid? Du hast gesagt, es bestünde kein Anlass zur Sorge! Sie hätten uns beide umbringen können!«

»Nein.« Georges schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Es ist nur, dich kennen die Leute nicht, und was sich dort abgespielt hat ...« Tavernier deutete auf die Bäume und zuckte dann mit den Schultern. »Der Bokor wollte sich nur deiner Verschwiegenheit versichern. Bitte, mein Freund, ich möchte nicht mit dir streiten. Wir sind beide müde, und je früher wir wieder zu Hause sind, desto besser.«

Er befahl Pompée voranzugehen, und ich folgte widerwillig. Als wir die Kirche erreicht hatten, sagte Georges: »Du siehst aus, als würde dir ein Schluck guttun.« Sein Gesicht war von Spritzern getrockneten Bluts gesprenkelt. »Du kommst am besten mit zu mir.« Ich wäre lieber losgestürmt, in die dunkle Nacht hinaus, aber es drängte mich auch, das, was ich erlebt hatte, zu verstehen, und Georges war mein einziger Gesprächspartner.

»Ja«, pflichtete ich ihm bei, nachdem ich meinen Stolz hinuntergeschluckt hatte. »Ich glaube, du hast recht.«

Auf seiner Terrasse sitzend blickten wir über die Balustrade auf einen Schwarm tanzender Glühwürmchen. Die kleinen schwebenden Lichtpunkte wirkten seltsam beruhigend. Trotz-

dem bedurfte es mehrerer Gläser Rum, bis ich mich wieder gefangen hatte.

»Du kannst nicht behaupten, dass ich dich nicht gewarnt hätte«, begann Georges. »Ich hatte dir gesagt, dass es solche Dinge gibt.«

»Das verstehe ich nicht. Du hast doch immer gesagt, ihre Religion sei Unsinn.«

»Reiner Quatsch! Natürlich.«

»Wieso ...?«

»Gestatte mir, es dir zu erklären.«

Er reichte mir eine Zigarre, und nachdem er seine angezündet hatte, lehnte er sich im Sessel zurück und stieß eine Rauchwolke aus.

»Zwischen Pompées Verwandtschaft und einer anderen Familie, die in einem der Piton-Noir-Dörfer wohnt, besteht seit vielen Jahren eine Fehde. Aristide wurde von diesen Leuten beschuldigt, eine Ziege gestohlen zu haben, und kurze Zeit danach wurde er krank. Nicht viel später machte das Gerücht die Runde, er sei von dem Piton-Noir-Bokor verhext worden. Der Junge wurde tatsächlich sehr krank und starb. Aber sein Tod war – wie kann ich es formulieren? – ein Schwindel. In Wirklichkeit hatte man ihm ein Gift verabreicht, das eine Lähmung des Zwerchfells bewirkt und die Atmung verzögert. Unter seinem Einfluss verlangsamt sich das Herz, und der Puls ist nicht mehr ertastbar.«

»Ein Mittel, das zum Erstickungstod führt?«

»Ja. Es ist in der Haut des Kugelfisches enthalten, man findet es auch bei gewissen Eidechsen und Kröten und im Gift des kleinen Tintenfisches. Es ist sehr viel wirksamer als Blausäure.« Er schenkte sich ein weiteres Glas Rum ein. »Die Salbe, die ich erfunden habe, enthält dieselbe Substanz. In sehr geringen Mengen angewendet und oberflächlich aufgetragen,

hat sie eine betäubende Wirkung. Die Bokor benutzen sie seit fast zweihundert Jahren, um bei ihren Opfern einen todesähnlichen Zustand herbeizuführen. Sie behaupten natürlich, dass sie ihr Ziel durch Zauberei erreichen, dass sie töten, indem sie Nadeln in Abbilder stecken, und dass sie die Toten wiedererwecken können, aber die Wahrheit ist prosaischer. Ihre Zauberei ist angewandte Chemie, nichts daran ist übernatürlich. Ich brauche nicht zu erwähnen, dass sie in den meisten Fällen falsch dosieren, und wenn sie den Sarg öffnen, finden sie nur einen verwesenden Leichnam. Dennoch haben sie in seltenen Fällen Glück. Die Wirkung des Gifts ist abgeklungen, und das Opfer hat überlebt. Der Bokor befiehlt ihm, den Sarg zu verlassen, und es gehorcht. Lebende Tote sind erstaunlich gefügig, denn der Sauerstoffmangel hat ihr Gehirn stark geschädigt.«

Während seiner Ausführungen war mir ein Gedanke gekommen: »Wenn die Bokor die Illusion aufrechterhalten wollen, über magische Kräfte zu verfügen, dann gehe ich davon aus, dass sie ihre Geheimnisse gut hüten. Wie kommt es, dass du darüber Bescheid weißt?«

»Ich habe einem von ihnen Morphium gegeben, und als er süchtig war, habe ich mich geweigert, ihm weiterhin welches zu verabreichen, wenn er mir nicht erklärte, wie er den Schwindel zustande brachte.« Georges grinste von einem Ohr zum anderen. »Es war ein Kinderspiel!«

»Warum hat dich das Thema so sehr interessiert?«

»Nicht lange nach meiner Ankunft starb eine junge Frau, die ich kannte, und eine Woche später sah ich sie hinter dem Bordell umherwanken, in dem sie früher ihr Gewerbe betrieben hatte.« Er setzte sich starr hin und zog die Augenbrauen theatralisch in die Höhe. »Es war ein ziemlicher Schock, das kann ich dir versichern, aber ich bin von Natur aus skeptisch.

Ich wusste, es würde eine rationale Erklärung dafür geben, und machte mich gleich daran, der Sache auf den Grund zu gehen.«

Seine Sachlichkeit verunsicherte mich. Unerwünschte Bilder stiegen vor mir auf. Der Blutregen, die Enthauptung, der Mob, der den gestürzten Körper zerstückelte, das zuckende orangefarbene Licht um den Gipfel von La Cheminée.

»Was ist los?«, fragte Georges.

»Wir haben gerade erlebt, wie ein Mensch ermordet wurde«, sagte ich, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

»Nein, Paul, in diesem Punkt irrst du dich. Wir haben die Befreiung einer Seele miterlebt. Aristide war der Sklave eines Bokors geworden. Kannst du nicht nachvollziehen, was das für die Dorfleute bedeutet? Für sie gibt es nichts Entsetzlicheres als die Sklaverei. Sie ist schlimmer als der Tod.«

In diesem Moment ertönte eine Trommel, in deren fröhlichen Rhythmus sogleich eine zweite einfiel.

»Hörst du?«, fuhr er fort. »Sie feiern. Aristide ist befreit. Er kann sich zu den Geistern der Ahnen begeben.«

Ich drückte meine Zigarre aus und sagte: »Vielleicht sollten wir das, was wir erlebt haben, den Behörden melden.«

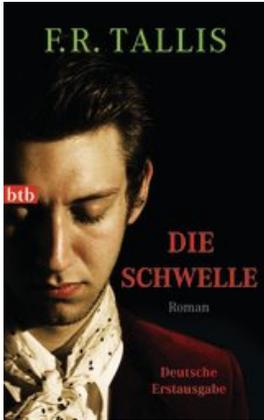
Georges lachte. »Den Behörden? Dann geh doch hinunter nach Port Basieux und pack aus! Glaubst du allen Ernstes, dass man dort auch nur im Geringsten daran interessiert ist? Wäre ein Pferd von einer Plantage gestohlen worden, wäre es eine andere Sache.« Er machte eine träge Geste in Richtung der Trommeln und hinterließ dabei eine Rauchfahne in der Luft. »Das Leben eines Dorfbewohners ist keinen Heller wert. Für die Behörden ist es kaum von Bedeutung.« Er stand auf und schlenderte zur Balustrade. »Wie auch immer«, fuhr er fort und starrte in die Dunkelheit. »Es wäre sowieso keine gute Idee. Du hast dem Bokor ein Versprechen gegeben. Du

hast dich verpflichtet, nichts zu sagen. Wenn du dieses Versprechen brichst, fährst du zur Hölle. Davor hat er dich gewarnt. Erinnerst du dich?«

Als Georges sich zu mir umdrehte, den Kopf von zuckenden Lichtpünktchen umgeben, grinste er wie ein Wahnsinniger. Ich fand seine Ironie nicht amüsan, was wohl niemanden überrascht.

ERSTER THEIL

Verdammnis



F.R. Tallis

Die Schwelle

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74466-4

btb

Erscheinungstermin: Februar 2014

Dunkle Experimente im Paris der Jahrhundertwende

Paris, Ende des 19. Jahrhunderts: Der junge Arzt Paul Clément tritt eine Stelle im berühmten Krankenhaus Ls Salpêtrière an. Sein Interesse gilt vor allem den Patienten, die nach einem Herzstillstand wiederbelebt wurden. Sie berichten, auf der Schwelle zwischen Leben und Tod für einen kurzen Moment den Himmel erlebt zu haben. Neugierig lässt Clément sich auf ein riskantes Experiment ein: Er will am eigenen Leib erfahren, was es heißt, zwischen Leben und Tod zu schweben. In letzter Sekunde wird er wiederbelebt, doch nach dieser Erfahrung ist er nicht mehr derselbe. Verfällt der Arzt langsam dem Wahnsinn – oder ist es möglich, dass er nicht allein wieder ins Leben zurückgekehrt ist? Hat ein Dämon, so alt wie die Menschheit selbst, von ihm Besitz ergriffen?